



seinem Motorrad schwer. Ein Autofahrer hatte ihm die Vorfahrt genommen und sein Motorrad für ihn lebensgefährlich gerammt. Wochenlang lag Robert im Koma, dann starb er schließlich.

Wir waren erschüttert. Es war für alle schwer, mit Roberts Eltern und Geschwistern die Zeit im Koma, das Warten auszuhalten und am Ende dann doch auf die Beerdigung gehen zu müssen. Doch am schlimmsten traf es meinen Vater. „Ich hab’s euch gesagt, ich hab’s euch gesagt...“, das und ähnliches hörten wir in diesen Tagen von ihm wieder und wieder. Wir alle machten uns große Sorgen um ihn, zumal er sich fast gleichzeitig einer Herzoperation unterziehen musste und einen Schrittmacher bekam.

Kurz nach der Beerdigung erklärte Jürgen meinem Vater, er wolle in Zukunft nicht mehr Motorrad fahren; ihm sei nach Roberts Tod jede Lust daran vergangen, und er werde seine Maschine verkaufen. Weinend lagen sich die beiden in den Armen; die Erleichterung meines Vaters war fast greifbar. Ich selbst war zeitweise schon neidisch auf Jürgen gewesen, auf die Sturheit, mit der er seine Motorrad-Pläne meinem Vater zum Trotz durchsetzte, und hatte sogar mit dem Gedanken geliebäugelt, den Motorradführerschein einfach nachzumachen. Dann aber ging es mir wie Jürgen: Nach Roberts Tod hatte das

Thema jeden Reiz für mich verloren. Es war so, als sei eine Schranke für immer herabgelassen.

Inzwischen sind Jahre vergangen. Mein Vater ist vor Jahren gestorben, Jürgen hat sich dann irgendwann doch wieder ein Motorrad gekauft, und ich habe leider immer noch keinen Motorradführerschein. Immer wenn ich mit meinem Bruder über diese Zeit rede, die für uns der Übergang zum Erwachsen- und Selbstständigsein war, landen wir unweigerlich bei dieser Angst unseres Vaters. Es ist, als umschwebte sie uns noch immer; sie ist immer noch spürbar und hat Bedeutung für uns, auch wenn wir sie so nie nachempfinden konnten. Aber wir haben sie irgendwann respektiert. Wir haben gespürt: Etwas damit war anders, es ging dabei nicht um die „normale“ alltägliche Sorge oder um das Durchsetzen von väterlicher Autorität; diese Angst bedrohte ihn so existentiell, dass sie ein Teil seiner Biographie, seiner Familiengeschichte und seiner Person selbst war. Sie hatte für uns eine eigene „Autorität“.

Inzwischen habe ich selbst Kinder, die allmählich erwachsen werden. Wie würde, wie werde ich reagieren, wenn sie die „große Freiheit“ beim Motorradfahren für sich entdecken wollten? Ich kann es nicht sagen. Aber ich spüre, dass die Autorität dieser Angst in mir noch immer lebendig ist. ■

Die Angst hielt **Bernd Leutz** nach einer Herzmuskelentzündung fest im Griff. Es war ein einziger Satz des Jesuitenpaters Alfred Delp, der ihm neues Vertrauen in das Leben schenkte

Die Botschaft aus der Todeszelle

Die Angst saß mir im Nacken. Süffisant kommentierte sie jeden meiner Schritte, krallte sich in jedes Gefühl von Schwäche, in jeden Japsen, ja überhaupt in jede Selbstwahrnehmung. Sie ließ mich permanent mein Herz überlaut pochen hören und flüsterte: „Gleich hört es auf zu schlagen.“ Oder: „Gleich kippt Du um.“ Besonders schlimm war es nachts. Die Angst vor der Dunkelheit, und zwar der endgültigen Dunkelheit, ließ mich gar nicht erst einschlafen. Ich hatte Angst, morgens nicht mehr aufzuwachen, und wälzte mich stundenlang im Bett herum oder tigerte von Unruhe getrieben durch die Wohnung. Ich war die Maus vor der Schlange, hin- und hergerissen zwischen panischer Flucht und völliger Erstarrung.

Bis dahin hielt ich mich für einen körperlich und psychisch robusten Menschen. Angst? So etwas hatte ich noch nie am eigenen Leib empfunden. Aber jetzt ...

Im Frühsommer war mein bester Freund gestorben. Einfach so – Herzstillstand. Wir kannten uns fast unser ganzes Leben, hatten beide Theologie studiert, arbeiteten beide lange im pastoralen Dienst, er als Priester, ich als Pastoralreferent. Über unsere Freundschaft hinaus hegten wir auch beruflich die gleichen Ideale und Träume von einer menschenfreundlichen, gemeinschaftlichen Kirche, die stets zu den Menschen unterwegs ist. Sein Tod war für mich, wie einen Bruder zu verlieren. Ich trauerte tief, vielleicht tiefer, als ich es erst wahrhaben wollte.

Dann, im Herbst des gleichen Jahres, erwischte es mich selbst. Nach einer scheinbar überstandenen Erkältung kam ich einfach nicht wieder auf die Füße. Schon die kleinste körperliche Anstrengung brachte mich aus der Puste. Immer wieder bekam ich leichte Fieberattacken, vor allem abends. All das war lästig, doch mein Stand-

punkt war schon immer: Was von alleine kommt, geht auch von alleine wieder. So schleppte ich mich mehrere Wochen lang mehr schlecht als recht durch den Berufs- und Familienalltag. Aber meine Leistungsfähigkeit schwand eher, statt sich zu erholen; ich fühlte mich zusehends schlapper und schwächer.

Es war meine Frau, die mich gegen mein angeborenes Phlegma schließlich dazu brachte, dass ich mich komplett durchchecken ließ. Der Befund kurz vor Weihnachten war äußerst beunruhigend: Mein Herzmuskel hatte sich sehr vergrößert, dazu kam ein gigantischer Bluthochdruck. Eine Computertomographie bei einem Herz-Spezialisten in München sollte endgültige Klarheit bringen. Doch bis zu diesem Termin sollten nach dem ersten Befund noch zwei Wochen vergehen.

Es wurden zwei lange Wochen der Ungewissheit und der Angst. Gleichzeitig versuchte ich, nach außen hin stark zu tun und meine wachsende Panik zu verbergen. Natürlich bekamen meine Frau und meine Kinder mit, was mit mir los war – obwohl Moritz damals erst sechs und Paula drei Jahre alt waren. Auch sie bekamen Angst, die ich durch mein Verhalten noch verstärkte, obwohl und gerade weil ich alles versuchte, meine Angst vor meiner Familie zu verstecken. Umso mehr blieb ich mit meiner Angst allein und verstärkte nur noch meine eigene Panik.

Ich spürte, dass ich anfang, jedes Vertrauen in das Leben selbst zu verlieren. Was war in dieser Situation mein Glaube wert? Was half mir selbst mein Beruf als Seelsorger? Nicht viel, so schien mir. Es heißt: Die Not lehrt beten. Doch meine Gebete in dieser Zeit waren gar keine, eher Satzketzen, Gott zwischen einer Angstattacke und der nächsten atemlos entgegen gejapst und unwirsch um die Ohren gehauen: Wo bist Du jetzt, he? Was soll das jetzt? Denkst Du eigentlich daran, dass ich zwei kleine